In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 261. Posen, den 13. November 1928. 2. Jahrg.

Heimkehr.

Roman von **Gertrud Weymar-Hey.**

(9 Fortsetzung).

Hatte sie gestern abend nur Entsetzen empfunden, als sie zuerst an einen Mord glauben mußte? War nicht auch etwas wie heiße Befriedigung in ihr aufgestiegen? Sie wehrte ab, als käme die Stimme, die ihr das zuflüsterte von außen, und spürte dabei doch ganz deutlich, wie ihr der Wurm des eifersüchtigen Neides am Herzen fraß. „Tummheeten!" sagte sie noch einmal laut und hart. Und dann fiel ihr der Paule wieder ein. Der mußte jetze aufstehen. Es ging doch nicht, „daß er und trieb sich den halben Tag ei'm Bette 'rim." Wenn er noch keine Arbeit fand, dann konnte er ihr wenigstens im Hause helfen.

Im Hausflur traf sie den Menzel Josef. Verlegen blickte der auf seine großen, roten Hände. Er ahnte, was es zu bedeuten hatte, daß die Marie dem Paule seine Sachen schickte, und wäre am liebsten schon wieder draußen gewesen.

„A Korb?" fragte Wanda mißtrauisch.

Nu ja. Er hatte ihn schon mit dem Martin hinaufgetragen und vor dem Paule seine Tür gestellt.

„'s is gutt!" sagte Wanda kurz und ging auf die Treppe zu, damit der Bote merken sollte, daß er weder Schnaps noch Trinkgeld zu erwarten hatte. Doch noch auf den letzten Stufen fiel ihr ein, daß es vielleicht unklug war, wenn man den Korb annahm. Wer wußte, was das bedeuten sollte! Nach dem gestrigen Auftritt mit dem Hund würde Marie dem Paule doch sicher nicht freundlich gesonnen sein. Sie überlegte einen Augenblick. Dann lief sie wieder die Treppe hinab und vor die Haustür. Weit drüben auf der Straße schob der Josef schon die leere Radwer. Sein grelles, erleichtertes Pfeifen tönte herüber. „He, Josef, — wart' ock!" Er hörte nicht. Wahrscheinlich wollte er nicht hören. Achselzuckend ging Wanda wieder ins Haus. —

Neugierig, wie ein großes Kind, hatte der blöde Martin den schweren Schließkorb in die Stube gezerrt. Nun stand er vor dem Bett und rüttelte Paul Vogt an der Schulter. „Sieh ock, Paule! Von der Marie!"

Nach einer halbdurchwachten Nacht lag der Erschöpfte, von schwülen Träumen gefesselt. Nackte Frauen, wie er sie in der Berliner Revue gesehen hatte, umtanzten ihn in tollem Reigen. Und die schönste von ihnen, die nur ein schmales Goldband um die Hüften trug, streckte ihm die Arme entgegen und lachte über den Narren, der die Marie nicht vergessen konnte. Plötzlich veränderte sich ihr rosiges Zuckerpuppengesicht, und Marie stand da in ihrer bräunlichblassen Anmut und senkte die Lider in hilfloser Scham. Er fühlte, fühlte gleichzeitig in ohnmächtiger Wut, daß auch der andere im Raum war und sie so sah. Und er stöhnte gequält.

„Wach' uff, Paule!" Der Martin hatte die Zeit nicht erwarten können und den Korb geöffnet. Der Schlüssel war ja angebunden gewesen. Nun hielt er das rote Sammetkleid in den Händen und streichelte es zärtlich und rieb verzückt seine rauhen Backen daran. Asu weech war das; das tat amal gutt!

Der Paule schlug die Augen auf und sah das Kleid in den unsauberen Händen Er riß es ihm weg. „Was — — — was . . .?"

Der Riese knickte zusammen, wie auf einem Unrecht ertappt. „Die Marie," stammelte er, „die Marie hat das geschickt. Und hie — — und hie — — —." Er warf geschäftig die Sachen aus dem Korb. Eine kleine, blaue Vase rollte dabei über die Diele und blieb in Scherben liegen. Paul sprang aus dem Bett und starrte daraufhin. Die Vase hatte er Marie in der Brautzeit geschenkt — von seinen schwerverdienten „Pfengen"; wie hatte sie sich damals darüber gefreut! Er sah all die Sachen nicht an. Die Vase, an die hielt er sich. Die war seinem einfachen Sinn das rechte Gleichnis für alles. Wie die in Scherben lag, so war in diesem Augenblick noch etwas anderes in ihm zersprungen und lag in Scherben — seine letzte Hoffnung.

Am frühen Nachmittag kehrte Emil Geier aus Hirschberg, wo er, wie er sich ausdrückte, „einen Termin wahrgenommen hatte", zurück. Er war sehr ärgerlich, als er erfuhr, was inzwischen geschehen war. „Die Sache mit dem Hund verzeiht Ihnen Ihre Frau nie. Und den Korb hätten Sie nicht annehmen sollen."

Paul Vogt zuckte müde die Achseln.

Geier beobachtete ihn besorgt. Es sah heute fast aus, als wollte sich Vogt resigniert mit seinem Schicksal abfinden. Daran aber lag ihm wenig. Der „Fall Vogt" sollte ihm ja als Reklame dienen. Außerdem lebte es sich recht gut „gratis" in der Berggeistbaude. Die Wanda Linke war ein reizloses Frauenzimmer, gewiß, aber sie verstand zu kochen; und die Getränke ließen auch nichts zu wünschen übrig. Besonders der Stonsdorfer war hervorragend. „Prost, Herr Vogt! Nicht den Kopf hängen lassen! Es wird sich schon alles wieder einrenken. — Trinken Sie erst mal! — Ha, das geht ins Blut, nicht wahr?"

Der Paule trank, und leise, leise spannen die rosigen Nebel.

Gegen Abend kamen tatsächlich in einem Auto die ersten Gäste an, die den Heimgekehrten sehen wollten, ein paar Herren aus Warmbrunn. Auch aus S. stellten sich Besucher ein. Runden wurden ausgegeben. Und bald schwamm die Gaststube wieder in blaugrauem Rauch, und Paul Vogt, der bescheidene, unbedeutende Mensch, nach dem sonst niemand recht hingesehen hatte, wurde gefeiert und geehrt, daß ihm schwindelte; so hoch stand er plötzlich über dem vertrauten Erdboden. Er war gerührt und tiefbewegt und fühlte nach der frostigen Einsamkeit, in welche ihn die Marie verstoßen hatte, wieder jene gute, freundschaftliche Wärme, die ihn wie eine schützende Mauer umgab. Er wußte nicht, daß die Menschen immer jemand feiern müssen, heute den, morgen jenen — und daß es ihnen dabei nur auf die angenehme Gemütsbewegung ankommt und im Grunde ganz gleichgültig ist, wen sie feiern. — —

Wochen vergingen. Früher, als sonst, setzte ein starker Schneefall ein, der nicht nur die Kammhöhen mit schimmerndem Weiß überschüttete, sondern die Schneegrenze bis weit ins Tal hinabschob. Da erwachte

ein neues, buntes Leben in den stillgewordenen Wäldern. Die Wintersportler aus den Städten kamen an. Bobsleigh, Rodel und Skier, auch die Hörnerschlitten traten in ihre Rechte. Riesenschmetterlinge in allen nur denkbaren Farben flatterten über die weißen Hänge. Im Hochwald, den das wilde Röhren der Hirsche durchzogen hatte, ertönte eines Tages das schmelzende Organ eines bekannten Operettentenors aus Berlin „Gern hab' ich die Frau'n geküßt", und ein Rudel Backfische stand in einiger Entfernung dicht aneinandergedrängt und lauschte wonnebebend. Und im Schlesierhause am Fuße der Schneekoppe sang man mit Zitherbegleitung: „Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren." In den großen Hotels drunten aber leuchteten abends die seidenbeschirmten Lampen, jauchzte der Jazz und quälten die Saxophone. Die Wirte und die Inhaber der Pensionshäuser rieben sich die Hände. Und oftmals hörte man im sachten Rieseln des Schnees und im Wehen des Bergwinds rauschenden Flügelschlag; dann flog wieder ein Pleitegeier, der nach der verregneten Sommersaison schon auf einem der Dächer gelauert hatte, enttäuscht davon.

Auch in der Berggeistbaude herrschte Betrieb. Im Schuppen standen die Rodeln, lehnten die Skier in Reih' und Glied. Von silbernem Geklingel umschwirrt zogen schnaufende, dampfende Pferde vollbepackte Spazierschlitten vom Tale herauf. Herrlich war der Blick von hier oben über die verschneite Welt. Und wohlige Wärme herrschte in der großen Gaststube.

Paul Vogt kam jetzt Tag und Nacht nicht zum Nachdenken. Wanda fütterte niemand auf die Dauer umsonst. Er mußte Schnee schaufeln, Wasser tragen, Oefen heizen und beim Bedienen der Gäste helfen. Dabei verstand sie es, geschickt auf ihren „armen Bruder" aufmerksam zu machen. Besonders die weiblichen Gäste betrachteten Paul mit Neugier und Rührung. Gott, wie schrecklich und wie interessant! Es war jetzt wirklich „sehr nett" in der Berggeistbaude. Bis spät in der Nacht schimmerten ihre hellen Fenster in der Winterlandschaft.

So lebte Paul Vogt Tage und Nächte an seinem eigenen Schicksal vorbei, immer in einer leichten Betäubung, und hütete sich, die Wunde zu berühren. Aber manchmal geschah es doch. Da war einmal unter den Gästen eine Frau, die Marie irgendwie ähnelte. Sie sah eigentlich ganz anders aus. Nur um die Augen war ein Zug — wie sie die dunklen Brauen beim Nachdenken ein bissel zusammenschob . . . Er starrte sie an und fühlte plötzlich wieder den wühlenden Schmerz, die unsinnige Sehnsucht. Und er hielt es nicht aus und rannte, wie er ging und stand, hinaus in die Nacht.

Er lief durch einen Dom voll mattweißer Helle. An seiner hohen, gewölbten Decke strahlten Millionen Sterne. Feierlich still war es zwischen den Säulen des Waldes. Nur ein feines, silbernes Schwirren, wie das Glöckchen des Ministranten, glitzerte zuweilen auf. Ferne Schlittenschellen, Eiszapfengeklingel oder das Rieseln lebendigen Wassers unter der starren Decke? Paul Vogt fragte nicht danach, hörte nicht darauf. Er lief und lief den Weg seiner Sehnsucht, stolperte im Schnee, glitt aus in den spiegelnden Spuren der Schlittenkufen, raffte sich wieder auf und keuchte weiter. Erst als er den schmalen Weg, der zum Häusel emporführte, erreicht hatte, klammerte er sich an einen Baum, weil ihn das Schütteln heftig überfiel. Aber seine Hände lösten sich kraftlos.

Als er wieder zu sich kam, merkte er endlich, daß er keinen Mantel, keine Mütze hatte. Grimmig biß ihn die Kälte in Finger und Ohren und riß in der Narbe. Das trieb ihn empor. Er klopfte sich den Schnee ab, schlug den Kragen seiner Jacke hoch und schob die Hände in die Taschen. So stapfte er weiter den Weg hinauf bis zum Waldrande.

Die Häuser links drüben — das Menzelsche und das Schwedlersche Anwesen — beachtete er nicht. Da droben lag sein Häusel. Kleiner, unscheinbarer, als sonst, duckte es sich in den Schnee. Gelbes Licht tropfte freundlich aus den herzförmigen Oeffnungen der Läden. Und am Himmel — genau über dem weißen Dach — strahlte ein Stern. Groß und klar war der und wurde immer größer und klarer, je länger Paul Vogt nach ihm hinschaute, und seinen Augen erschien es schließlich, als reichte ein flimmernder Lichtschweif vom Stern herab bis auf das weiße Dach. In seinem Bewußtsein dämmerte eine uralte Geschichte, tauchte ein Bild auf, das er einmal irgendwo gesehen hatte. In frommer Einfalt hatte da ein mittelalterlicher Maler den Stall von Bethlehem in eine nordische Winterlandschaft verlegt. Tief verschneit hatte das kleine Gebäude gelegen; warmes, gelbes Licht war aus dem winzigen Fenster geflossen. Und darüber hatte der Stern der Verheißung gestanden, überirdisch strahlend und groß, wie jener dort.

„Der Stern von Bethlehem!" sagte Paul Vogt erschauernd. Und es war ihm plötzlich nicht mehr möglich, weiterzugehen und, wie er wohl dumpf erst gewünscht hatte, Unfrieden in dieses liebe, heilige Bild zu tragen. Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und wandte sich fröstelnd und ging zur Berggeistbaude zurück. Wenn mer un hätten a Kindel gehabt! dachte er wehmütig. —

Die Wanda fing ihn im Hausflur ab. „Wo tuste dich rimtreiben?" herrschte sie ihn an. Sie kommandierte ihn jetzt schon fast so rücksichtslos, wie den Martin.

„In Bethlehem", sagte er mit noch ganz abwesenden Augen.

Sie schüttelte besorgt den Kopf. Wenn ihn die Kriegsverletzung nur nicht noch ganz um den Verstand brachte! —

Ein anderes Mal reizten sie ihn in der Gaststube. Emil Geier hielt sich nach längerer Abwesenheit wieder in der Berggeistbaude auf und hatte aus Breslau einen Freund mitgebracht. Dieser Herr Hergesell, ein großer, dicker Mann mit dem Typ eines Inflationsgewinnlers, verzog spöttisch den breiten Mund. „Aber ich bitte Sie, Herr Vogt, das lassen Sie sich so ruhig gefallen?! Während Sie hier Hausknecht spielen, sitzt das Pärchen in Ihrem Hause und lacht Sie aus!"

Das ging ihm nahe, und er trank, um sich zu betäuben, trank Schnaps, der ihn immer wild und rauflustig machte, während er vom Bier nur stumpf und träge wurde. Kurz vor Mitternacht war es so weit mit ihm, daß er wieder ohne Sinn und Verstand davonlief. Es war eine ganz andere, rauhe, windige Nacht. Der Mond schwankte blaß zwischen jagenden Wolken. Kein Frieden in der Natur. Alles stand feindlich gegen ihn. Er kämpfte wacker wider den Wind, der ihm das Gesicht wie mit scharfen Messern zerschnitt, der sich mit breiten Fäusten gegen seine Brust stemmte. „He, — du, — das wollen mer doch — amal sehen, — wer — der Stärkere — is!" Und es war gut, daß er soviel von seiner Rauflust in diesem Kampf vergeuden mußte.

Ueber dem Häusel strahlte heute kein Stern. Kein freundlicher, gelber Lichtschein sickerte in den Schnee. Dunkel duckte sich das Häusel unter seiner weißen Haube, und das viele Weiß ringsumher hatte etwas leichenhaft Lebloses.

Näher kam er und näher. Was er eigentlich wollte? Schreien wollte er, an die Tür und an die Läden hämmern, bis ihm die Hände bluteten, — daß die Marie aufwachte in ihrem warmen Bett — an der Seite des anderen. Und dann wollte er sich vor die Tür in den Schnee legen und nicht vom Flecke weichen. Dort war sein Platz, dort war seine Heemte. Wenn sie ihn nicht einließ, dann wollte er auf der Schwelle verrecken. Das war ihm dann ganz egal.

Er kam nicht bis an die Tür. Als er vom Wege ab über den kleinen Steg einbiegen wollte, schoß ihm mit wütendem Gebell ein großer Hund entgegen. Aha, der Biehm hatte für einen neuen Wächter gesorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Das billige Fahrrad.

Von Guy de Teramond.

Ein glühender Sommertag in dem dunstigen Häusermeer von Paris. Die Sonne brennt stark und vergoldet mit ihren Strahlen die Gehsteige aus Asphalt, über die das Brausen der Millionenstadt in endlosen Wellen dahinflutet.

Auf der Bank eines Boulevards, im Schatten einer Platane, sitzt der junge Fripouillard und träumt:

„Ach, Flügel haben! . . . sich in den Sattel eines Fahrrades schwingen und im sausenden Tempo von dreißig Kilometern endlich einmal dieser Hölle entfliehen! . . ."

Was nutzen aber die schönsten Träume, wenn das entsprechende Kleingeld fehlt, um sie zu verwirklichen? Fripouillard hat es vorläufig erst bis zum Rang eines Laufburschen in einem Tapetengeschäft gebracht, nicht zu wundern also, daß er kein Geld besitzt, um sich ein Fahrrad auch nur leihweise zu verschaffen.

Jemanden anpumpen? Vollkommen aussichtsloses Beginnen. Vielleicht, daß ihm eine mildtätige Seele auf die Versicherung hin, er habe seit zwei Tagen nichts gegessen, zehn Sous schenken würde, doch borgen . . . nein, borgen würde man ihm auch diesen Betrag nicht.

Aber Fripouillard ist ein geriebener Bursche. Edison hat seine Karriere als Zeitungsverkäufer begonnen, der große Franklin als Lehrling eines Seifensieders, und er, ein Pariser Strizzi, sollte der Situation nicht gewachsen sein?

Langsam erhebt er sich, beginnt mit den Händen in den Taschen über den Boulevard zu schlendern und wartet auf die Eingebung.

Plötzlich bleibt er stehen, denn ein Firmenschild hat seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Er liest:

„Zu den hunderttausend Fahrrädern."

Vor dem Geschäft stehen Räder jeden Modells und jeder Farbe, so viele, daß sie dem kühnen Schild beinahe recht geben. Ein Angestellter im weißen Kittel sitzt schlaftrunken in einer Ecke und gibt acht, daß nicht ein Spitzbube eines der Räder mitgehen lasse.

Fripouillard tritt vor den Laden mit dem Lächeln eines Menschen, dessen Gewissen rein ist.

Er entdeckt ein schönes, scheinbar noch wenig gebrauchtes Rad und fragt ganz nachlässig:

„Was kostet dieses Vehikel?"

Der Verkäufer betrachtet prüfend den schlecht angezogenen Menschen und sieht sofort, daß es unmöglich ein kaufkräftiger Kunde sein kann.

„Siebzig Franken!" sagt er über die Achsel hin.

„Ah!"

Fripouillard scheint philosophisch zu werden. Siebzig Franken? Das ist jedenfalls eine schöne Summe, namentlich wenn man sie nicht hat. Und man bedenke dabei, daß es Rothschilds gibt, für die ein solcher Betrag nur eine Kleinigkeit wäre. Himmelschreiende Ungerechtigkeit das!

Aber jetzt handelt es sich darum, die Geistesgegenwart nicht zu verlieren, denn eine geniale Idee ist plötzlich in seinem Kopfe aufgeblitzt.

Er zieht das Rad zu sich, hebt es langsam, dreht die Pedale hin und her, schaut sich die Kette Glied für Glied an.

„Was reden Sie da? Mehr als 60 Franken ist dieses Rad absolut nicht wert! . . ."

Und da der Kommis ihn nicht einmal einer Antwort würdigt, fragt er weiter:

„Sie geben es also nicht um diesen Preis?"

„Ich kann nicht."

„Warum denn?"

„Weil ich nicht der Chef bin."

„Glauben Sie, daß der Chef die 10 Franken nachlassen wird?"

„Ich glaube nicht."

„Wo ist der Chef?"

„Er frühstückt gerade hinten in der Werkstätte."

Diese Erklärung scheint den jungen Mann zu entzücken.

„Ich werde selbst mit ihm reden."

„Wie Sie wollen."

Und Fripouillard tritt, das Rad an der Hand, in die Werkstätte, gefolgt von den ironischen Blicken des Kommis. Fünf Minuten vergehen. Der Kommis ist mit dem Staubwedel über etliche Räder gefahren und hat sich dann, müde von dieser Anstrengung, wieder in seinen Winkel gesetzt. Träumerisch betrachtet er einige Kinder, die auf dem Boulevard Ball spielen. Da tritt Fripouillard aus dem Laden.

„Unmöglich, mit Ihrem Chef ein vernünftiges Wort zu reden!" sagt er im Weggehen. Dann entfernt er sich eilig.

Eine Viertelstunde später hat der Besitzer der „hunderttausend Fahrräder" sein Gabelfrühstück beendet, kommt auf die Schwelle des Ladens und ruft:

„Holen Sie das Rad aus der Werkstätte und stellen Sie es zu den übrigen."

Und bevor der andere auch nur ein Wort erwidern kann, sagt er:

„Ich habe soeben ein glänzendes Geschäft gemacht: ich habe ein tadellos erhaltenes Rad um einen geradezu lächerlichen Preis gekauft . . ."

„Sie haben es gekauft?"

„Jawohl," erwidert der Chef, indem er sich mit einem boshaften Lächeln die Hände reibt; „der junge Mann, der gerade fort ist, hat Geld gebraucht, da habe ich ihm zwanzig Franken geboten, und er war damit zufrieden. Sie werden das Rad mit siebzig Franken anschreiben, verstehen Sie mich? So macht man Geschäfte, mein Lieber!"

Der Kommis, den es die größte Mühe kostet, seinem Brotgeber nicht ins Gesicht zu lachen, erlaubt sich, zu bemerken:

„Aber, Herr . . ."

„Was denn?"

„Dieses Rad . . ."

„Na, dieses Rad?"

Der Kommis zeigt mit dem Finger auf einen leeren Platz.

„Das war ja dieses dort!"

Der Chef scheint anfangs nicht zu begreifen, dann aber packt ihn die Wut, und er schreit:

„Was gaffen Sie mich denn so blöd an? Wie können Sie sich unterstehen, mich auf diese Weise zu frozzeln? Und daß Sie es wissen: Vom Ersten können Sie gehen, denn einen Idioten wie Sie kann ich in meinem Geschäft nicht brauchen!"

Fripouillard aber hat sich inzwischen in einem anderen Bezirk ein Rad ausgeliehen und fährt jetzt quietschvergnügt durch das Boulogner Wäldchen nach Saint-Cloud, Versailles und weiß Gott noch wohin.

Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.

Kleinigkeiten.

Von Sigismund von Radecki.

Kindergeschichte.

Bei Frau von Soundso ist großer literarischer Abend.

Ein Dichter in wildem Haar — ein wenig häßlich — ja, ein wenig bucklig — rezitiert soeben mit auffallenden Körperbewegungen Verse eigener Manufaktur. Vom Lärm angezogen, ist das Söhnchen vom Hause immer näher herangekommen und schmiegt sich endlich, dicht davor, an seine Mama. Mit offenem Munde verfolgt das Kind die grotesken Bewegungen und Grimassen des Zappelmannes. Welch eine Idee wohl in dem kleinen Kinderkopf entstehen mag?

Der Dichter hat geendet. Ergriffenes Schweigen.

Da wendet sich das Söhnchen zur Mutter, zeigt mit dem Finger auf den Dichter und sagt lüstern:

„Mama, bitte, kauf ihn mir doch!"

*

Aus dem Eheleben.

Sie sind bereits mehrere Monate verheiratet, und er hat, offen gestanden, zuweilen auch an andere Sachen zu denken.

Sie hingegen . . . fragt ihn eines Abends:

„Herzel, mein Süßes, ich habe eine entsetzliche Befürchtung: du liebst mich nicht mehr, oh, du liebst mich gar nicht mehr . . .!"

„Was spricht das kleine, dumme Frauchen? . . . Welch eine Idee! . . . Ich bete dich an."

„Warum aber, Herzel, sagst du mir das gar nicht mehr so oft wie in den ersten Wochen — nicht mehr so oft, ach, nicht mehr so zärtlich . . .?"

„Also hör zu, meine Liebe, mein Herz, mein Teuerstes: Ich liebe dich, liebe dich, liebe dich leidenschaftlich! Und immer leidenschaftlicher! Ich liebe dich bis zum Wahnsinn, ich werde dich immer bis zum Wahnsinn lieben, ich habe keinen anderen Gedanken, als dich ewig bis zum Wahnsinn zu lieben . . . So . . . Und jetzt laß mich, bitte, die Zeitung zu Ende lesen."

*

Berliner Turfgeschichte.

In den fünfziger Jahren gab es in Berlin einen Herrn von Willamowitz, der etwas eitel war: auf sich, auf seine schöne Figur, auf seine Pferde usw. Und darum ließ er sich als stolzen Reiter malen. Das Bild trug die Unterschrift: „Auf meinem Hektor" und wurde, gerade wegen dieser Unterschrift, ein wenig belächelt. Beim nächsten großen Rennen ritt Herr von Willamowitz mit, natürlich auf seinem Hektor. Bei dem vorletzten Hindernis wollte das Pferd ausbrechen und sprang darauf so unglücklich, daß es stürzte, wobei der unterlegte Reiter direkt unter den Bauch des Pferdes zu liegen kam und längere Zeit in dieser Lage verharrte.

Am nächsten Tage sah man diese Situation in einem Schaufenster sehr wirkungsvoll abgebildet: oben das Pferd und unten der Reiter! Das Bild trug die Unterschrift: „Auf meinem Willamowitz!"

*

Eine zweifelhafte Hundegeschichte.

Neumann trifft seinen Bekannten Niemann auf der Straße. Niemann wird von einem Hunde begleitet, dessen Rasse schwer zu definieren ist. Ein äußerst fragwürdiger Fall. Man begrüßt sich.

„Halloh, Niemann, wie gehts? Was hast du da für ein Monstrum von einem Hund? Von welcher Rasse?"

Niemann wird verlegen, zögert einen Moment und entschließt sich hastig, detaillierte Nachrichten über die eigene Gattin und die Kinder zu geben.

„Schon gut!" ruft Neumann weiter, „aber ich spreche von deinem Hund — was ist das für ein Tier?"

Neue Verlegenheit. Wiederum lenkt Niemann das Gespräch rasch auf ein anderes Gebiet ab.

Jetzt will ihn Neumann ungeduldig unterbrechen, als auf der andern Straßenseite eine Spitzhündin auftaucht, eine Spitzhündin in Begleitung der dazugehörigen alten Dame. Worauf der fragwürdige Fall seinen Herrn stehen läßt und galant hinüberläuft.

Da wendet sich Niemann mit einem tiefen Seufzer zu seinem Bekannten und sagt leise:

„Ich wollt' es dir bloß nicht laut sagen, hier vor seinen Ohren. Es würde ihn kränken. Die Sache ist nämlich die . . . e r g l a u b t, e r s e i e i n F o x t e r r i e r!"

Jack Londons Wigwam vor dem Wiederaufbau?

Es ist unzweifelhaft, daß Jack London jetzt auch in Deutschland einer der meistgelesenen Schriftsteller ist, und zwar einer, bei dem — seltener Fall — Publikum und Kritik einer Meinung sind. Der Name dieses Mannes hat sich allen ins Herz geschmeichelt, ja, man kann fast sagen, daß er in Deutschland größere Popularität erlangt hat als in seiner Heimat Amerika. Denn seine Bücher sind so, daß sie sich nicht nur an die Gebildeten wenden, sondern daß auch das Volk sie liest; sie sind allen Kreisen zugänglich, und jeder zieht irgend einen Gewinn und Reiz aus ihnen.

Daß aber Jack London auch in Amerika nicht vergessen ist, wird durch einen Plan bewiesen, der von San Francisco ausgeht, dieser Stadt, die Jack London über die ganze Welt berühmt gemacht hat. Man beabsichtigt nämlich, Jack Londons großes Besitztum, das „Wolfsheim" im Mondtal, das im Jahre 1914 abbrannte, wieder zu errichten und zu einer Art Freiluft-Klubhaus zu machen, das den Namen Jack Londons tragen soll.

Das Mondtal liegt nördlich von San Francisco, einige Stunden mit der Bahn entfernt. Diese Berggegend gehört zu den reizvollsten, die man sich vorstellen kann, und es ist kein Wunder, daß Jack London sich bei seinem ersten Besuch dort seltsam angezogen fühlte. Er beschloß deshalb, hier seinen Wohnsitz zu nehmen und ein Haus zu errichten. Hier hatten sich früher Weinberge befunden, doch war der Betrieb stillgelegt. Jack London bezog eines der alten Häuschen und kaufte Land, das er allmählich bebaute. Er gab sich aber der Landwirtschaft nicht hin, um Nutzen daraus zu ziehen, sondern um sich ganz der schönen Umgegend freuen zu können. Mit der Zeit stellte er fest, daß es am besten sei, sich mit Vieh- und vor allem mit Schweinezucht zu befassen, und widmete sich nun mit Feuereifer dieser Aufgabe; wiederholt beteiligte er sich als Aussteller an Tierschauen und bekam mehrfach Preise, vor allem für seine prachtvollen Hengste. Natürlich blieben die Rückschläge nicht aus. Jedenfalls ist es Tatsache, daß er alles, was er mit seinen Romanen verdiente, in seinen landwirtschaftlichen Betrieb hineinsteckte, so daß er — trotz der großen Einnahmen der letzten Jahre — bei seinem Tode ein armer Mann war und kein Kapital hinterließ. Damit war er seiner sozialistischen Ansicht treu geblieben, denn es schien ihm falsch, von den Zinsen eines Kapitals zu leben; er lebte von der Arbeit seiner Hände und seines Geistes und hätte sein schönes Besitztum nicht halten können, wenn er nicht jeden Morgen seine tausend Worte geschrieben hätte. An Geld besaß er nichts — alles, was ihm zufloß, steckte er in den Boden.

Mehrere Jahre lang ging er mit dem Plan um, ein großes Dichterhaus zu bauen, das „Wolfsheim", in dem nicht nur für ein riesiges Arbeitszimmer und seine umfangreiche Bibliothek Platz sein sollte, sondern auch für eine Reihe von Fremdenzimmern, Sportsälen und Schwimmbassins. Er zeichnete selber den Grundriß dieses „Wolfshauses" und veranschlagte die Kosten auf etwa 200 000 Mark. Der Bau wurde in Angriff genommen, gedieh aber nicht weiter als bis zum ersten Stock. Dann geschah das Unglück, daß italienische Landarbeiter, mit denen er einen Streit gehabt hatte, das Haus in Brand steckten. Jack London war tief getroffen von diesem Geschehnis, um so mehr, als gerade Arbeiter, denen er, der Sozialist, von ganzem Herzen zugetan war, sich gegen ihn gewandt hatten. Um diesen schweren Schlag zu überwinden, begab er sich nach Hawaii, wo er zwei Jahre blieb. Bei seiner Rückkehr im Jahre 1916 hatte er den Plan, den Bau wieder aufzunehmen, doch seine Absicht wurde durch seinen plötzlichen Tod vereitelt. In seinem Roman „Die kleine Frau in dem großen Hause" hat Jack London geschildert, wie ein solcher kalifornischer Riesen-Wigwam aussehen muß; hier auf dem Papier brauchte er nicht zu knausern und zu sparen, sondern konnte seiner Phantasie freien Lauf lassen. Wenn also jetzt von San Francisco der Bau des Jack-London-Hauses in Angriff genommen wird, so hätte man ein Vorbild, nach dem man sich richten könnte. Sicherlich wird aber die Wirklichkeit bescheidener sein als der Traum des Dichters.

Immerhin ist es ein schöner Gedanke, daß der Ort, wo Jack London lebte und starb, kein Trümmerhaufen sein wird, sondern eine Stätte, die gleichgesinnten Menschen Zuflucht und Ausruhen gewährt.

Der Dichter im Löwenkäfig.

Wahres Dichtertum ist noch nicht ausgestorben. Wahres Dichtertum in diesem Falle: lockige Mähne, pathetische Geste, Märtyrermut zur einzigen Kunst. Dichter sein, um die herbstlich entlaubten Bäume reden zu machen von Sommerfesten, um in harten Steinen eine Seele zu erwecken, um die Sterne erbeben und die Vögel verstummen zu lassen in der göttlichen Inbrunst lyrischer Gedichte, die der Mund des Dichters an die Felsen schmettert, in die Baumkronen bläst, in die Sterne atmet.

Ein solcher Dichter lebt in Paris. Keiner von den Blutlosen, den Schattenhaften, die da glauben, der neuen Sachlichkeit Genüge getan zu haben, wenn sie Boxunterricht nehmen und Badehosen tragen. Und abends in Cafés sitzen bei einem Mazagran, den Strohhalm zwischen den Zähnen und den Mund voll sogenannter Lyrik, die weder die Sterne erbeben läßt, noch nur irgendeinen Menschen. Lyrik — ein Cocktail, ein würziger Geschmack für drei Sekunden. Dann alle, gänzlich alle.

Ein solcher Dichter ist der Mann, von dem wir hier sprechen, auf keinen Fall. Er hat noch die Inspiration der alten wahren, leider ausgestorbenen Dichter, die den Mond vom Himmel rissen und Löwen in ihren Höhlen aufsuchten, um ihnen ihre Verse vorzutragen, wohl wissend, daß selbst ein Löwenherz ihrer Lyrik nicht widerstehen würde.

Dieser Tage also ging der Dichter in einen Löwenkäfig des Pariser Zoos. Unerschrocken trat er mit dem Tierbändiger zu den Raubtieren, als Waffe nur seine Verse in der Hand. Die Löwen rissen ihren Rachen auf, stießen schreckliches Geschrei aus, aber der Dichter schmetterte ihnen seine neuesten Verse entgegen, vor denen sie wichen und zitterten wie vor der Peitsche des Dompteurs. Zitternd verkrochen sich die Könige der Wüste in eine Ecke des Käfigs, hochaufgerichtet aber stand der Dichter, seine Kunst hatte selbst die wildesten Tiere in zahme Tauben verwandelt. Welch ein Erfolg seiner Muse! Fürwahr, man müßte diesen seltsamen Dichter in die Wildnis schicken, um sie von den Schrecken der Schlangen und Tiger zu befreien. Ganz leise erinnert dieser Fall an den Rattenfänger von Hameln . . .

Sie macht nette Scherze.

Sie war ein reizendes, quecksilbriges, hübsches Fräulein und trug einen dunklen Wuschelkopf und dunkles Rot auf den Lippen.

Sie plauderte wie ein sprudelnder Waldquell und war der erkorene Liebling aller, die sie sahen.

Auch machte sie aus ihrem Herzen keine Mördergrube.

Sie kam oftmals in die Zigarrengeschäfte, worin sich junge Verkäufer hinter dem Ladentisch langweilten, kaufte dort Zigaretten, plauderte über Zigaretten, lachte über Zigaretten, lachte deren Verkäufer an, fragte dies und jenes, wechselte Geld, wechselte Schmeicheleien, wollte Feuer haben und wollte telephonieren.

Und so kam sie hinter den Ladentisch.

Die jungen Verkäufer waren sehr gelangweilt, wenn sie nicht da war, und sehr angeregt, wenn sie kam. Und waren ihr bei allem möglichen behilflich, wenn ihr der Schuh aufging oder keine Telephonverbindung zu erlangen war.

Das Fräulein war sehr hübsch und quecksilbrig und trug einen dunklen Wuschelkopf und ein schönes Rot auf den Lippen. Es ereignete sich für gewöhnlich, daß die jungen Verkäufer diese Lippen küßten, was ihnen an sich nicht übelzunehmen ist.

Die junge Dame fand das anregend und war überhaupt zum Scherzen aufgelegt. Wenn sie geküßt wurde, dann griff sie mit den Händchen nach der Brusttasche des Verliebten und steckte dessen Brieftasche in ihr Gewand.

Manchmal bemerkten die jungen Herren den Scherz, und dann lachten sie alle beide.

Manchmal bemerkten sie ihn nicht. Und dann ging das Fräulein wieder hinaus.

Das wiederholte sich viele Male, fast ohne Ende, denn die jungen Herren langweilten sich, und das Fräulein war hübsch.

Aber: „Der Polizei ist es gelungen, eine langgesuchte Taschendiebin zu verhaften, deren Spezialität es war, Zigarrenläden heimzusuchen, die von einzelnen Herren bedient wurden."

Aus aller Welt.

Ein neues Mittel zur Hebung der Vitalität. Wie aus Moskau mitgeteilt wird, hat Professor T u s c h n o w vom Veterinärinstitut in Kasan ein neues, von ihm „Lysholyzat" genanntes Mittel entdeckt, mit dem er sowohl an Tieren als auch an Menschen eine Reihe gelungener Versuche zur Auffrischung der Tätigkeit des menschlichen und tierischen Organismus vorgenommen hat. Nach einer Einspritzung des Präparats bei einem 80jährigen Greis verschwanden Asthma und Herzklopfen. Die Milchergiebigkeit von Kühen steigerte sich mit Hilfe dieses Mittels um 30—50 Prozent, die der Ziegen um 20—80 Prozent. Auch die Legefähigkeit von Hühnern nahm erheblich zu. Professor Tuschnow beabsichtigt, seine Versuche fortzusetzen und auszubauen.

Die Frau am Autosteuer. Nach einer amerikanischen Versicherungsgesellschaft werden durchweg gleichviel Autounfälle von Männern wie von Frauen verursacht, doch sind dieselben verschiedener Art. Die Unglücke der Männer werden meist durch zu rasches Fahren hervorgerufen; die der Frau meist beim Ausfahren aus der Garage oder einem Wagenpark, der etwas eng ist.

Fröhliche Ecke.

Anspruchsvoll. Das Auto fuhr von dem schönen Aussichtspunkt weg, wo seine Insassen gepicknickt hatten. „Wie herrlich war das!" sagte Elli, und warf noch einen letzten Blick auf die wundervolle Landschaft. „Ja, wirklich herrlich," sagte Georg, „bloß die Sardellen waren etwas zu scharf und der Kaffee ein bißchen zu dünn."

Genügt auch. Bei einer Vorführung von Shakespeares „Richard III." ist man gerade bei der Stelle, wo der Schauspieler ausruft: „Ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd!" Da erschallt vom hohen Olymp herab eine Stimme: „Kann es nicht auch ein Esel sein?" — „Ja, kommen Sie nur herunter!" ertönt die Stimme des schlagfertigen Schauspielers zurück.